

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 5

Artikel: Flucht
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie ist nicht immer so leicht, als sie scheint. Denn hier zeigt sich erst, wie verschieden die Schulen der europäischen Länder die Jugend schreiben lehren. Kleine Unterschiede einzelner Buchstaben verändern das Schriftbild und machen dem Ungeübten Mühe. Eigenarten des Adressenschreibers, bei denen nicht immer zu erkennen ist, welches die Ortschaft und welches die Provinz ist, fordern sorgfältige Achtsamkeit. Auch Sitten und Gebräuche treten in Erscheinung. Wir erfahren dabei, daß die italienische Frau vielfach auch in der Ehe ihren Mädchennamen bewahrt, so daß nicht leicht zu erkennen ist, ob die Empfängerin des Briefes die Frau, die Mutter oder eine Nichtverwandte des Gefangenen ist.

Mit einemmal entdecken wir uns bei dieser Arbeit als echte Kinder unseres Jahrhunderts.

Denn nur in einem Zeitalter, in welchem alle Glieder der Völker lesen und schreiben können, können in Kriegszeiten solche Aufgaben erwachsen, wie diese umfangreiche Arbeit in der Kriegsgefangenenzentrale, in Heimat und Gewahrsamstaat.

Aber nicht nur dies. Wir Zivilisierten wollen schwarz auf weiß persönlich bestätigt haben, daß unsere Nächsten leben und uns lieben. Ohne diese dauernde schriftliche Fühlungnahme sind wir unglücklich. So beruht ein Großteil kummervollen Unglücks von Millionen Betroffenen dieses Weltkriegs auf diesem unserm hohen Bildungsgrad. Jedes Zeitalter schafft sich offensichtlich sein eigenes Leid — ahnungslos zum allgemeinen Kriegsleid hinzu — und bemüht sich, es wiederum dem Zeitalter entsprechend zu lindern.

Gertrud Spörrl.

FLUCHT

Ja, so war es, er mußte fort. Er mußte den Dingen entfliehen, diesen Dingen, die eine so merkwürdig eindringliche Sprache gelernt hatten, seit „Sie“ nicht mehr war. Im Gartenzimmer, wo die Glastür im Sommer offen stand, im Schlafzimmer oder im kleinen Speiseraum, in den Gartenwegen, wo immer er sich aufhielt, wie verstanden es die Dinge, bald laut, bald leise zu sprechen, oft in klagendem Ton, dann in leisem Singen, manchmal eintönig, einschläfernd, dann wieder aufdringlich laut — aber immer von ihr, von ihr, die unbegreiflicherweise nicht mehr da war, nicht mehr mit ihrem leck umgeworfenen roten Schal durch den abendlichen Garten eilte, sich nicht mehr über die Rosen neigte, nicht mehr im Gartenzimmer der offenen Tür gegenüber auf der Ottomane lehnte, um lange schweigend das Bild der Bäume, das sich in den Türrahmen schloß, zu betrachten. Er hatte nicht gewußt, daß die Dinge so lebendig, so gesprächig werden konnten. Und das konnte er nun nicht mehr ertragen, dem mußte er entfliehen. Das allein würde endlich seinem Herzen Ruhe geben. Neues Glück! Wah, was galt ihm das! Darnach ver-

langte er nicht mehr. Er begehrte nur inneres Verstummen, ihn verlangte nach leblosem Dahingehen durch das Dasein, das nun einmal noch etwas von ihm verlangte. Er wollte arbeiten, gewiß, er wollte ja nicht fahnenflüchtig sein. Er hatte den Willen, das zu leisten, was seine Fähigkeiten und seine gesundheitliche Kraft von ihm verlangten. Es lag in ihm eine tiefe Gewißheit, daß all das doch einen Sinn haben mußte; und wenn er ihn auch nicht erkannte, er mußte diesem Sinn aus seinem Wesen heraus dienen. Aber das konnte er mit dem Kopf tun, dazu bedurfte es keiner geheimnisvollen Antriebe, die aus den Untergründen des Gefühls entstehen. Und darum war er auch gezwungen, dem zu entfliehen, was den Kräften jener Gefühlstiefe so viel Gewalt verlieh, daß er darunter zu erliegen drohte.

Anderstwo, in fremder Umgebung, wo nichts mehr die Spuren ihres Wesens trug, da würde er neu anfangen, da würde er als ein anderer zu schaffen anfangen, und nur in einzelnen Feierstunden vielleicht würde er sich erlauben, sich daran zu erinnern, daß er sie besessen und mit ihr das Glück genossen hatte.

So war es richtig. Er wollte fliehen. Und langsam bereitete er alles für seine Flucht vor. Das Haus verlaufen? Nein, noch nicht. Später vielleicht, wenn sein neues Ich die Oberhand gewonnen haben würde. Aber jetzt noch nicht. Das wäre ihm doch wie ein Verrat, wie eine Vergewaltigung vorgekommen. Was müßte aus den Stimmen werden, wenn fremde Menschen laut und unbekümmert über sie hinwegreden würden, ehe sie sich selbst beruhigt hatten?

Das Haus sollte bleiben. Er verschloß es, nachdem alle Vorlehrnen getroffen waren, daß es nicht dem Verfall geweiht sein würde. Dann stand es eines Tages mit geschlossenen Fenstern, im herbstlichen Garten, in dem die Rosen unter Hüllen geborgen waren; es machte so sehr den Eindruck eines schlafenden Menschen, daß er sich abwenden mußte. Ihm war, von all den beklummenden, oft beinahe unerträglichen Schmerzgefühlen, die ihn seit ihrem Entschwinden heimgesucht hatten, sei das durch den Anblick dieses verschlossenen Hauses hervorgerufene das Härteste.

Aber seine Koffer waren fort. Etwas Neues erwartete ihn. Jrgendwo. Was tat es schon, wo es war? Jeder Ort war recht. Es war zufällig eine Stadt, in der er neuen Boden fand. Zuerst atmete er auf; hier in diesen Mauern, in diesen Gassen, die ihn ansahen, als gehe er sie gar nichts an, hier konnte ihn kein Flüstern erreichen, hier konnte er arbeiten, hier konnte er alles aus seinem geistigen Rüstzeug heraus holen, was in dieser oder jener Weise der kleinen Welt, in der er lebte, nützen möchte.

Er arbeitete, man achtete ihn, man erkannte in ihm einen wertvollen Kltkämpfer im Streit der Zeit. Was ihn umgab, war Stein, der keine Sprache hatte. Und nun würden auch dort in jenem schlafenden Haus die Dinge nach und nach Ruhe finden und in ihren Zustand der Teilnahmslosigkeit zurück sinken.

Aber er dachte nicht oft an jenes Haus. Es war gut besorgt, es wurde gelüftet, es bestand nicht die Gefahr, daß Moder und Staub sich darin einnisteten, daß seine weiche Wohnlichkeit vernichtet würde. Das nicht, das hätte er nicht zu denken ertragen. Dann hätte er es lieber an andere Menschen weiter gegeben. Aber er wußte,

es blieb in seiner Sauberkeit stehen, mitten in dem vielleicht etwas wilderen Garten, nur schlafend, nicht tot; wartend, bis er es ertragen konnte, es für glücklichere Menschen wieder geöffnet zu sehen.

Er arbeitete; ihm schien, als sei das, was er tat, gut. Er wirkte nüchtern für das Heute. Er machte Berechnungen, bei denen es auf die mathematische Genauigkeit ankam, Zeichnungen, die in keiner Linie abweichen durften. Alles mußte auf Exaktheit ruhen. Dafür war der bare Verstand gut. Das Herz hatte damit nichts zu tun. Man konnte sich seiner Persönlichkeit entkleiden. Seltsam war es nur, daß man dabei manchmal eine Beklemmung empfand, als liege man gefesselt und wisse sich nicht frei zu machen. Diese Empfindung kam ihm erst nach längerer Zeit richtig zum Bewußtsein, als er eines Morgens vor seinem Pult saß und mit einemmal von einer solchen Mattigkeit überfallen wurde, daß er sich nicht zu seiner Tätigkeit aufzuraffen vermochte. Und das Merkwürdige war, daß eben an demselben Morgen sein Chef zu ihm trat, ihm auf die Schulter klopfte und sagte:

„Was ist mit Ihnen los, Wildmann? Sie sind nicht auf dem Damm, Sie sollten ein wenig Ferien machen.“

Ferien? Es überlief ihn ein Schauder. Was bedeuteten Ferien? Das hieß, frei werden, um sich mit sich selbst zu beschäftigen. Und gerade das wollte er nicht. Er wollte sich außerhalb seiner selbst betätigen, seine Pflicht tun, ohne selbst dabei zu sein. Und dennoch kam es ihm vor, als atme er leichter, seit der Chef das Wort gesprochen hatte. Am Ende war es der Körper, der seine Erholung verlangte; wenn der wieder erfrischt sein würde, dann mochte auch die Arbeit wieder am Schnürchen laufen. Er nahm eine Karte her vor und fragte sich, wohin er gehen sollte, um diese nötige Ausspannung zu finden. Dann reiste er in die Berge, machte Touren, ermüdete sich, setzte sich an die Hoteltafel und aß schweigend inmitten der Gäste. Niemand redete ihn an; es schien, als empfinde man eine gewisse Scheu vor ihm, so als gehöre er nicht zu den Leuten, die da in irgendeiner Weise Erholung suchten. Eines Abends, als er sich zufällig im Spiegel beschaut, erschrak er. Das war ja gar nicht sein Gesicht.

Es sah so leer und doch drohend aus wie eine Maske. Ihm tat offenbar der Bergaufenthalt nicht gut. Er forderte seine Rechnung und packte den Koffer.

Und als er im Zug saß, überkam ihn plötzlich eine ungeheure Erleichterung. Er lehnte sich in die Wagenecke und schaute in das vorbeifliegende Land. Aber erst, als der Beamte das Fahrbillet verlangte, entdeckte er, daß er einen Fahrschein nach seinem früheren Wohnort gelöst hatte und auch willkürlich in den richtigen Zug gestiegen war. Er betrachtete das kleine Stückchen Karton, das ihm wieder eingehändigt worden war, mit heimlichem Staunen. Ging denn von ihm diese große Erleichterung aus?

Er erreichte am Abend den bekannten Ort und wandte sich, zuerst zögernd, dann immer rascher der Richtung zu, wo sein Haus lag. Dort sah er es schon in sinkendem Sonnenschein liegen. Ganz wie einst, nur daß die Läden geschlossen waren. Er griff in die Tasche und zog den Schlüssel hervor, den er immer bei sich trug. Er trat ein.

Die Fenster sprangen auf. Raum um Raum durchschritt er. Und da erwachten die Dinge, und alle die Stimmen, die er nach dem Tode seiner Frau gehört, und denen er entflohen war, sie wurden laut; sie umseufzten, umweinten, umsangen ihn. Sie waren stark, und er erzitterte

unter der Wucht des namenlosen Schmerzes, der ihn jetzt überfiel. Er sank vor dem Lehnstuhl zu Boden, in dem sie sich einst so gern zusammengefuselt hatte, und streichelte ihn. Er weinte mit den Stimmen, und all das brennende Leid des Verlustes ging wie ein Strom über ihn hin. Und doch war ihm, als sei er aus Todesstarre zum Leben erstanden. Er litt. Grausames Sehnen nach der Entschwundenen durchwühlte sein Herz. Zugleich aber war ihm, als sei sie wieder nahe, als sei sie ihm nicht ganz genommen. In den Abgründen des Leides fand er sie wieder.

Es wurde ihm klar, daß es kein Entfliehen vor dem Schmerz gab, ohne sich selbst aufzugeben. Es wurde ihm klar, daß er gerade hier, wo ihr Wesen noch in allen Dingen, mit denen sie einst in Berührung gekommen, lebendig war, durchhalten mußte; daß er hier an diesem Platz stehen mußte, wie man im Kampfe steht, ohne zu wanzen, aufrecht und bereit, das Leid bis auf den Grund durchzulosten. Und in diesem Entschluß lag eine tiefe Beruhigung. Täglich wollte er sich mit den Dingen unterhalten, die ihm von ihr erzählten, er wollte ihre Klage anhören, mit ihnen klagen, tapfer leiden, bis die Stimmen sanft verklingen würden, um nur noch dem einzigen schwermüfig schönen Lied der Erinnerung Raum zu gewähren.

Anna Burg.

Bücherschau

Allen Lesern, die im vorletzten Jahrgang unserer Zeitschrift den Roman „Im Lärchenhubel“, von Ernst Eschmann, mit stets wachsendem Interesse verfolgten, sei mitgeteilt, daß die Geschichte jetzt in Buchform erschienen ist. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. Leinenband Fr. 7.85.) Eine Zeitung schreibt:

Ernst Eschmann zählt zu den besten Kennern des Schweizervolkes und sein Roman ist dem wirklichen Leben abgelauscht. Der Lärchenhubel ist ein nettes Heimeli in den Alpen, und eiserner Fleiß hat seine Bewohner zu einem bescheidenen Wohlstand geführt. Die neue Zeit bringt eine Passstraße und ein Hotel, die dem Lärchenhubel seinen besten Boden streitig machen. Während die alte Generation zäh den mühsam fruchtbar ge-

machten Boden verteidigt, begrüßt das frische junge Mädchen Gritli das Neue mit Begeisterung. Ihr sagt das Mütter mehr zu als die Bauernarbeit, und sie heiratet den Hoteldirektor. Überzeugend schildert Eschmann auch die Schwierigkeiten dieser jungen Ehe, denn Gritli hängt trotz ihrer Weltaufgeschlossenheit an der alten Bauernheimat, während es ihrem Mann nur um den Verdienst geht und ihm jeder Wechsel, der Vorteile bietet, erwünscht ist. — Es fehlt in dem neuen Buche Ernst Eschmanns nicht an packenden Zusammenstößen und er läßt uns auch einen tiefen Blick tun in die Freuden und Leiden des Gastgewerbes. Die sich immer mehr zusätzenden Konflikte finden schließlich eine ebenso überraschende als überzeugende Lösung. — Eschmanns Sprache ist klar, schön und einfach und das auch schwierige Probleme anpackende Buch eignet sich dennoch nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die reifere Jugend.